

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

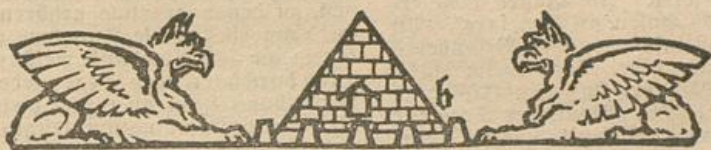
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

21.11.1926 (No. 47)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No. 47



21. Nov. 1926

Ernst Wahle / Ein Schatz vorrömischer Eisenluppen von Rheinhausen bei Philippsburg.

Zu den erfreulichsten Zugängen des Landesmuseums an heimatlischen Altertümern in der letzten Zeit gehört ein Schatz von drei Eisenluppen, welcher im Frühsommer dieses Jahres bei Gelegenheit von Bodenverbesserungsarbeiten in der Gemarkung Rheinhausen zutage trat und von dem Bürgermeisteramt des Ortes der staatlichen Denkmalpflege gemeldet wurde. Es handelt sich um drei ganz gleichartige Stücke, welche 1,60 Meter unter der heutigen Oberfläche an der Grenze des Torfes gegen den darunter liegenden Sand nebeneinander lagen. Jedes hat die Gestalt von zwei mit der Grundfläche gegeneinander gestellten vierseitigen Pyramiden, deren Spitzen lang ausgezogen sind. Die Grundfläche, welche die größte Dicke der Stücke angibt, mißt 5:7 Zentimeter, während die ganze Länge 87 Zentimeter beträgt. Jede der drei Luppen wiegt 6 Pfund. Einen praktischen Zweck als Gerät für irgendwelche Verrichtung haben diese Stücke natürlich nicht gehabt. Ihre Bezeichnung als Luppen besagt, daß wir sie als Roheisen ansehen, welches in der vorliegenden Form in den Handel kam und in den Schmieden unmittelbar verwendet werden konnte. Weil die Luppen nach beiden Seiten spitz auslaufen, konnte man ohne große Umstände, waren sie erhitzt, durch Ausziehen in der einen oder anderen Richtung einen dicken oder dünnen Eisenstab gewinnen und ihn durch Schmieden in jede gewünschte Form bringen. So verstehen wir, daß alles Roheisen aus der vorrömischen Zeit Süddeutschlands diese praktische Form hat, die zugleich bequem (bequemere jedenfalls als Stabeisen) auf den kleinen Wagen jener Zeit oder auf den Packfüßeln der Tragtiere untergebracht werden konnte.

Daß diese Form der Luppen der vorrömischen Metallzeit angehört, bezeugen gelegentliche glückliche Funde, welche sie mit sicher dieser Zeit angehörenden Gegenständen vergesellschaftet zeigen. Daß dieses Eisen bei uns in Süd- und Südwestdeutschland, auch in der Schweiz und in Ostfrankreich gewonnen und auch hier in diese Form gebracht worden ist, geht aus der räumlichen Beschränkung dieser Form auf die genannten Gebiete hervor. Schätze von Luppen dieser Form sind hier nicht besonders selten. Sie kommen zu 50 und noch mehr Stücken vergesellschaftet hier vor; ein Schatz aus dem Kreise Saarburg (Rothringen) enthielt 56 Stücke, ein solcher aus der Nähe von Worms nicht weniger als 60. Die meisten Funde freilich zeigen nur bis zu 5 Luppen miteinander vergesellschaftet. Ein großer, vor zwei Jahren gehobener und genau untersuchter Schatz von 28 derartigen Luppen stammt von Kaisheim bei Donauwörth; er ist der größte derartige Schatz aus Bayern und wiegt (nach der Reduktion) nicht weniger als 125 Kilo.

Aus Baden liegen bisher fünf derartige Funde vor. In Heidelberg und in Pfohren bei Donaueschingen ist je ein Stück gefunden worden; aus Bruggen bei Donaueschingen liegt ein Schatz von zwei Stücken im Museum von Donaueschingen, aus Offenburg ein weiterer, zwei Stücke umfassender Schatz im dortigen Museum, woselbst sich auch 12 Luppen eines etwa 20 Stücke umfassenden Schatzes von Windschlag befinden. Der Fund von Rheinhausen bedeutet also eine erfreuliche Vermehrung dieses

Stoffes. Während bei den genannten 5 Funden nichts Näheres über ihre Auffindung bekannt ist, teilweise nicht einmal die Zahl der zusammen gefundenen Stücke feststeht, kennen wir alle für die Auswertung erforderlichen Einzelheiten bei dem neuen sechsten Funde aus unserem Lande.

In antiquarischer Hinsicht ist dieser Stoff der Eisenluppen recht eintönig; immer kehren in den Funden nur die zwei Abarten der oben geschilderten Form wieder, eine mehr gedrungene und eine ziemlich spitz ausgezogene. Der Versuch, die Gewichte aller bisher bekannten Stücke miteinander zu vergleichen, ist noch ebensowenig unternommen worden, wie derjenige der geographischen Auswertung ihrer Verbreitung. Dazu kommt, daß hinsichtlich des Alters der Stücke einige Fragen noch offen sind. Wir wissen noch nicht, ob die Luppen in die ganze vorrömische Metallzeit gehören oder nur in einen Teil dieser Jahrhunderte. Meist wird die Auffassung vertreten, die Luppen seien als eine praktische Form der Verarbeitung und Verfeinerung des Roheisens in der späten Hallstattzeit, also um etwa 700 vor Christus, aufgefunden und hätten sich bis in die frühromische Zeit der Donaulande gehalten; die spitzere Form soll die ältere sein, während die gedrungene erst im wesentlichen der römischen Zeit angehöre. Gegenüber dieser Ansicht wird neuerdings behauptet, sämtliche Luppen gehörten nur der spätesten Latènezeit unseres Landes, also dem letzten Jahrhundert vor Christus an. Es kann nicht bestritten werden, daß diese Auffassung manches für sich hat; freilich gilt dasselbe auch für die andere und so muß die Frage noch offen bleiben.

Dies ist insofern bedauerlich, als mit ihr diejenige Frage eng zusammenhängt, wie denn alle diese Schätze und einzelnen Stücke in die Erde gekommen sind. Gehört die Gesamtheit dieser Funde einer nur kurzen Zeitspanne an, dann kann die Erklärung nicht schwierig sein. Unsicherheit der politischen Verhältnisse wird dann dazu geführt haben, daß man allenthalben diesen kostbaren Besitz vergrub. Die mittelalterlichen wie die römischen Münzsätze sagen uns das zur Genüge; es ist auch kein Zufall, daß wir von den Kriegsläufen dieser geschichtlichen Zeiten her so viele Schätze kostbaren Tafelgeschirres und anderer Wertgegenstände kennen. Auch die Schatzfunde aus vorgeschichtlicher Zeit kommen vielfach nur in landschaftlicher und gleichzeitig in zeitlicher Beschränkung vor; kein Zufall, daß räumlich wie auch zeitlich mit ihnen verknüpft mitunter Befestigungen auftauchen, also eine Gruppe von Zeugnissen, welche unbedingt uns politische Verwickelungen bezeugen. In der Tat kennen wir aus der späten Latènezeit eine ganze Anzahl andere Dinge enthaltender Schätze, auch eine Anzahl von Befestigungen, und da beide Fundgruppen sich in dem Verbreitungsgebiet der Spitzbarren finden, neigen wir zu der Ansicht, daß sowohl das Auftreten der Germanen, wie auch der Römer am Rhein und Donau die Veranlassung des Vergrabens der Luppensätze gewesen sei. Andererseits aber darf gegenüber diesem Deutungsversuch nicht vergessen werden, daß einige Luppenfunde nach den Fundumständen und nach ihren Befunden wahrscheinlich in ältere Abschnitte der vorrömischen Eisenzeit, zum Teil sogar in die späte Hallstattzeit gehören. Es bedarf kaum

eines besonderen Beweises, daß die Verteilung des ganzen Stoffes an Eisenluppen über eine größere Anzahl von Jahrhunderten, ist sie erst einmal zur Gewissheit erhoben, einer anderen Erklärung bedarf, als sie eben vorgeführt wurde. Da ist es nun sehr wichtig, daß es an Parallelen in bezug auf diese Art des Vorkommens durchaus nicht fehlt, daß es also noch weitere Gruppen von Schatzfunden gibt, welche anders als in Kriegszüchten binnen einer kurzen Zeitspanne in den Boden gekommen sind. Eine allgemein gültige Erklärung für diese Gruppen von Schätzen gibt es nicht; oft spielen religiöse Vorstellungen mit hinein, ohne aber in der Regel alle Vorkommnisse zu deuten. Jedenfalls ist es ratsam, hier in jedem Einzelfalle nach einer Deutung zu suchen. Leider fehlt es noch an einer derartigen Durcharbeitung des heute vorliegenden Bestandes an Eisenluppen; würde sie ergeben, daß die Mehrzahl der Schätze in besonderen archäologischen oder topographischen Umständen eine Erklärung findet, so stünde damit der Auffassung nichts im Wege, welche die Luppen über eine größere Anzahl von Jahrhunderten verteilt.

Es ist nun nicht unwichtig, zu wissen, daß der Schatz von Rheinhausen nicht unbedingt zu Kriegszeiten vergraben worden sein muß, daß er vielmehr eine andere Erklärung sehr wohl gestattet. Ist er doch offenbar neben einem uralten Verkehrswege in der Nähe seiner Uebergangsstelle über den Rhein vergraben worden. Die Rheinfähre bei Rheinhausen ist alt. Schon im Jahre 1405 befand sich hier eine regelmäßige Ueberfahrt, welche verpachtet war und im Jahre 1419 als Hauptüberfahrt über den Fluß in der Richtung nach Speyer bezeichnet wird. Im Jahre 1466 erscheint das Dorf in einer Urkunde als „Husen an dem sare“. An sich stellt, auch für diese Zeit, eine Rheinfähre nichts Besonderes dar. Es werden weitere Fähren genannt bei Rheinsheim (1244, 1315), bei Udenheim (Philippsburg 1296), bei Lühheim (1306 und 1433), bei Ketsch (1230) und bei Altrip (1366). Wenn der Speyerer Bischof die Fähre bei Ketsch im Jahre 1230 kauft, um sie abzugeben, so bedeutet dies, daß er noch eine andere Stromüberfahrt hatte, auf die er mehr Gewicht legte. Wichtiger noch ist, daß am 1. Juni 1297 Heinrich von Zweibrücken auf die Rheinüberfahrt bei Udenheim verzichtete, die er zum Nachteile der Fähre bei Rheinhausen eingerichtet hatte, welche im Besitze des Domstiftes und des St. Vermandsstiftes zu Speyer war. Hieraus ersehen wir ein besonderes Alter der Fähre zu Rheinhausen, sowie, daß sie im Besitze von Speyer sich befand. Um die besondere Bedeutung der Fähre zu Rheinhausen zu erkennen, können wir nicht so tief in die Vergangenheit gehen. Es genügt aber, zu wissen, daß die Reichspostkurse von 1505 und 1519, welche Rom und Brüssel verbanden, auf der Linie Innsbruck—Augsburg—Cannstatt—Bruchsal—Rheinhausen—Kreuznach Süddeutschland durchquerten. Um 1540 wurde in Rheinhausen ein kaiserlich tagisches Postamt errichtet. Der Kurs Innsbruck—Brüssel muß um jene Zeit mit einer in Frankfurt bekannten Regelmäßigkeit in Rheinhausen eingetroffen sein, denn die Stadt Frankfurt richtete sehr bald Postengänge nach Rheinhausen ein. Es nimmt nicht wunder, wenn die genannte Straßenverbindung von Augsburg nach Kreuznach auf große Strecken sich mit wichtigen römerzeitlichen Straßen deckt; man braucht ja nicht unbedingt hierbei an eine ständige Weiterbenutzung der Römerstraßen zu denken, denn viele Verbindungen halten sich durch lange Zeiten hindurch weniger deshalb, weil sie einmal vorhanden sind, als darum, weil die Natur sie vorgezeichnet hat. Die römische Straße von Speyer nach Kreuznach kennen wir ebenso genau, wie diejenige von Cannstatt bis Stettfeld südlich von Bruchsal. Nur auf dem kleinen Zwischenstück von Stettfeld nach Speyer fehlt uns die Verbindung. Hier ist es noch nicht mit Sicherheit möglich gewesen, die Flucht einer römischen Straße

nachzuweisen, — ein nicht gerade seltener Fall insofern, als die römischen Straßen durchaus nicht immer fest gebaute Steinstraßen waren, sondern oftmals in viel leichterem Art hergerichtet worden sind. Dies dürfen wir gerade für die römischen Wege in der vielfach sehr sandigen oberrheinischen Tiefebene annehmen, und so ist es sehr wohl denkbar, daß die alte römische Verbindung des heutigen Stettfeld mit Speyer deswegen vergeblich gesucht wird, weil sie archäologisch nicht nachweisbar ist. Daß in Stettfeld die römische Straße von Heidelberg nach Ettlingen sich mit einer anderen kreuzte, geht aus einem dort gefundenen Altar hervor, der deabus Quadrubis, d. h. den Götinnen der Vierwege gewidmet worden ist. Aber auch ohne diesen an sich natürlich sehr erfreulichen Beweis des Vorhandenseins einer römerzeitlichen Verbindung von Stettfeld und Speyer verlangt die Straße Cannstatt—Stettfeld eine Fortsetzung in nordwestlicher Richtung. So ist also die in geschichtlicher Zeit wichtige Verbindung von Cannstatt und Speyer schon in römischer Zeit vorhanden gewesen. Daß sie schon damals an der Stelle des heutigen Rheinhausen den Rhein überschritt, ist nach dem Gesagten natürlich nicht nachzuweisen, aber recht wahrscheinlich. Daß dies tatsächlich der Fall war, daß ferner diese römerzeitliche Verbindung einem schon in vorrömischer Zeit vorhandenen Wege folgt, lehrt uns nun der neue Schatz von Rheinhausen. Er ist gefunden inmitten der Hochufer des Rheines, also da, wo wegen ständiger Ueberschwemmungsgefahr kaum irgendwelche vorzeitlichen Siedelungen angetroffen werden; man kann ihn auch nicht mit irgendwelchen Siedelungen in Verbindung bringen, zu denen er etwa gehören dürfte. Dem ganzen Tatbestand wird am ehesten die Annahme gerecht, daß die drei Luppen neben einem die sumpfige und meist mit Urwald bestandene Flußniederung durchquerenden Wege niedergelegt worden sind. Diese Wegverbindung kann aber nur diejenige sein, welche für die römische Zeit durch Kombination festgestellt und aus den Nachrichten der geschichtlichen Zeit unmittelbar herausgelesen werden kann. In damit nun der Fundort erklärt, so aber noch nicht die Tatsache des Schatzes. Noch immer könnte man ihn als ein neben dem Wege niedergelegtes Gut auffassen, das den Blicken von Feinden entzogen werden sollte. Es muß auch mit dieser Möglichkeit gerechnet werden. Wenn man aber an die Nähe des großen Stromes denkt und sich vorstellt, wie schwierig schon bei gewöhnlichem Wasser eine Ueberquerung bei den Hilfsmitteln jener vorrömischen Eisenzeit und bei seinem damaligen ungepflegten Zustande war, dann kommt wohl eher noch eine andere Erklärung in Betracht. Groß ist die Zahl der aus vorgeschichtlicher Zeit bekannten Weihfunde, d. h. der auf Grund von Gelübden vergrabenen Sachen. Sie liegen oftmals an besonderen Stellen des Geländes, und diese Tatsache legt, oft in Verbindung mit Besonderheiten ihrer Zusammensetzung, diese Deutung als Weihgabe nahe. Diesen Funden dürfen wir auch den Schatz von Rheinhausen zurechnen. Vielleicht vor dem Uebernäh über den Fluß, vielleicht auch danach, wurde er dem Boden anvertraut. Wohl war er ein kostbares Gut, von dem man sich wohl nur schwer trennte; aber der Anblick des mächtigen, vielleicht gar anaeschwollenen Stromes wird mehr als einmal zu einem stillen Gelübde geführt haben.

So macht uns der neue Fund von drei nüchternen Stücken Roheisens, in seine Umgebung und einen größeren Zusammenhang gesetzt, die Vergangenheit in besonderer Art lebendig; zugleich erkennen wir Kräfte der geschichtlichen Vergangenheit schon in vorgeschichtlicher Zeit am Werke, ein Hinweis auf den Charakter vorgeschichtlicher Forschung als einer geschichtlichen Wissenschaft und der Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Vorgeschichte und Geschichte.

## M. E. L. / Bublikopf und Verschönerungsverein. Erlebnis und Dichtung.

Mit mir im selben Abteil des Eisenbahnwagens sah am offenen Fenster ein hübsches junges Weibchen mit Bublikopf. Neugierig streckte sie dann und wann den Kopf aus dem Fenster; dann spielte der Wind mit ihren Haaren, daß der Bublikopf, zurückgenommen ins Coupé, zum allerliebsten Struwickelkopf geworden war. Sie nahm dann jedesmal Spiegel, Kamm und Bürste heraus und scheitelte sich die Haare hübsch ordentlich, strich die linke Seite derselben glatt herunter und legte dieselben über der Stirn und auf dem Scheitel in quere Richtung.

So ordnungsliebend ist der Mensch. Er verbirgt die natürliche Unordnung, denn er haßt und verachtet das Chaos und liebt die verständige Ordnung. Es ist eine Rationalisierung des irrationalen Haarskopfs. Ein kleines trotzig widerpenntiges Vöckchen darf allenfalls, aus dem ernstesten Liniennetz der Ordnung ausbrechend, durchschlüpfen, das starre Schema des Gesetzes durchbrechen; aber über diese leise Andeutung seines natürlichen Irrationalismus gewährt der gesetzgebende Verstand denselben keine ungeheuliche Freiheit. Eine Spur von Unordnung in deutlich bestimmter Ordnung ist dem Sinn des Menschen gerade gemäß. Zwischen Chaos und Gesetz, zwischen Rationalisierung und Irrationalismus, wie zwischen Scylla und Charybdis, segelt er seine Bahn.

So haben die Griechen ihre Tempel gebaut; die tragenden Säulen sind keine Zylinder, sondern schwellen an und ab; sie stehen nicht ausgerechnet genau gleich weit voneinander; die Säulen stehen stemmend etwas schief gegen das getragene Gebälk. So kommt geheimnisvoll pulsierendes Leben in die offenbar abstrakte Vernunft.

Das ist der Mensch: Er beherrscht oder scheint zu beherrschen die natürliche Wildnis durch gesetzgebenden Verstand, er reguliert die ordnungslose Verworrenheit, er bezähmt und bestingt die barbarisch ausschweifende, ausgelassene Natur; er schreibt über seine urlebendige Sinnlichkeit die Warnungstafel seines abstrakten Verstandes, den Spruch seines rationalen Gesetzes. Er zeigt damit an, daß er sich über die wilde Natur erhoben hat als deren Bändiger. Aber er erstickt die Flamme des Lebens nicht ganz; das wirre Vöckchen entgeht den abstrakten Linienzügen des vollständigen Kammes; es deutet Ur-Leben an hinter der sorgsam betonten Ordnung der Birste. Nicht geistloses wildes Leben, das wäre die Charybdis, nicht lebloser Geist, das wäre die Scylla, sondern zwischen beiden, kompromittierend, wühlt der Mensch das geistbeherrschte Leben, den lebendigen Geist. Das ist der Mensch künstlerisch schaffende Tätigkeit, vergeistigte Natur.

Das ist auch in der Wirklichkeit der Mensch: Er ist Mitglied und Vertreter des Verschönerungsvereins, der sich korrigierend auf die Natur stürzt.

Die sippig wuchernde Wildnis eines Urwalds durchzieht er mit geraden Straßen, rechtwinklig gekreuzt oder in Sternform, wie es die linearen Regeln des Verstandes als wohlkätig symmetrisch vorschreiben; aus dem natürlichen Gewirr wird der wohlgepflegte französische Garten; aus dem Struwelkopf der frizierte Bubitopf.

So macht der Rationalismus der Franzosen aus der natürlichen wilden Kraft der Heroen die wohlfrisierten, ordentlichen, salonfähigen Helden der Tragödie mit Puderperücken und Galanteriebelegen.

Aber der eifrige Verschönerungsverein vergesse das Böschen nicht; er bedenke wohl in seinem Verstande, daß es nicht schaden wird, wenn wenigstens eine Andeutung von Natur durch seine starren Regeln durchblickt, wie durch die Maske des Dominos funkelnde Augen. Der Kamm schließe ein Kompromiß mit dem Struwelkopf, die starre Linie mit der Urnatur; dann erst kommt die erwünschte angenehme Mischung zustande; Verstand, durch dessen Maschennetz man in Sinnlichkeit durchblickt; Sinnlichkeit, geordnet und gepflegt, kultiviert, moderiert vom Verstande, Ursprünglichkeit und Freiheit, aber vom Gesetz gezügelt. Zwischen störender Pedanterie und zügellosem Leichtsinne fährt unser Lebensschiff dahin.

Die so korrigierte Natur spricht dann physiognomisch zu uns: Ich bin von Haus aus, nach dem Kern meines Wesens, Natur, Kraft, ungebändigte wilde Sinnlichkeit, flammendes Leben; es lodert ein ungeheures Feuer in mir; das Chaos ist in mir noch lebendig, unverbraucht, herrlich wie am ersten Tag. Aber mein weiser Verstand hat beruhigend, abkühlend über Wildnis und Feuer das Del des Gesetzes ausgegossen, das Ordnung, Ruhe, Ebenmaß, Besonnenheit gebracht hat in das leidenschaftliche Gestöße und Gewoge, Kühle in das loderende Flammenmeer; so bin ich, so erscheine ich wenigstens höchst verständig, weise, kühl, gelassen, geistbeherrscht.

Die glatt gestrichenen Haare sprechen es dem mitreisenden Fremden gegenüber aus, daß ich sehr ordentlich, reinlich, kühl, anständig, zuverlässig und tugendhaft bin. Den ungepflegten wirr zerzausten wilden Struwelkopf zeige ich euch nicht. Nur, daß ihr mich nicht für bloßen Verstand, durchaus abstrakte Kälte, nur Wohlauständigkeit und trockene Ordnungsliebe haltet, lasse ich ein Böschen ausbrechen aus der strengen Linie, ein Flämmchen, das verrate, daß im Innersten meines Wesens eine Blut lebendig sei,

daß aus der Tiefe meines Seins in alle die salbungsvolle Wohlauständigkeit, in diese kalte Totenstille, etwas Unverständiges, Lustiges, Leichtsiniges, um nicht zu sagen, Frivoles hineinkichert, daß unter aller aufgelegten frostigen Kälte der Besonnenheit tief innen ein Feuer glimmt, das verdeckt zwar, aber nicht erloschen ist. Durch die starre, ernste leblose Maske des Verstandes funkelt ein hastiger Blick des schlummernden warmen Urtierchens; durch die geschickte Arbeit des höchst verständigen Verschönerungsvereins scheint doch noch etwas von dem doch auch so schönen, einzig lebendigen Struwelkopf. Das aus der Reihe ausgebrochene Flämmchen erzähle kispelnd, daß noch etwas andres und mehr in mir ist, als diese äußere Form der Ordnung und Selbstbeherrschung, daß ich auch anders kann. Wenn es deinen Kössen gelingt, meine auferlegte Ordentlichkeit zu vertreiben, so liegt dir lachend die chaotische Bacchantin, der schrankenlose, vom Zwang erlöste, vollkommene Struwelkopf im Arm.

O Raffinement der Menschenseele! Wird durch den Kontrast gemachter Ordnung die gewachsene Unordnung und chaotische Wildheit nicht gerade gehoben, wie Komplementärfarben sich gegenseitig verstärken. Reizt der aufgelegte Firnis des Verstandes nicht ebenso, wie sein dünner durchbrochener Schleier, um so schärfer hindurchzublicken und zu suchen nach den verborgenen Reizen der urwüchsigen Gestalt. Halbversteckter Irrationalismus — doppelter Irrationalismus! Gelüstets den Wanderer nicht, den hüllenden Verstand einzuschältern und wegzublafen, daß der feurige Wesenskern ganz aufblamme, offenbar werde der leidenschaftliche, glühende, sinnliche, heitere, unbekümmerte und fessellose reizvolle Struwelkopf. O Spiegel, Kamm und Bürste, seid ihr nicht bloß Mittel zum Zweck, den reizenden Struwelkopf, vorübergehend und äußerlich verhüllt, noch reizender zu machen! O Verstand, Wohlauständigkeit, gute Sitte und kühle Besonnenheit, seid ihr nicht bloße Mittel, die ursprüngliche und ewige Wildheit und Kraft des Menschen noch viel deutlicher zu machen, graue Foltien bloß, auf denen die Ur-Natur sich feurig abhebe, Gewänder, die die Formen mehr enthüllen, als alle Nacktheit vermöchte!

O Verschönerungsverein, wie steigert du die Sehnsucht nach der unbeschnittenen Natur! O halbverhüllte Natur, wie enthüllst du dich ganz im Kontraste! Lustiges, trostiges Böschen, wie erzählst du vom vollen Struwelkopf, Flämmchen du von der tieferen inneren Natur!

In diesem Augenblick hatte meine angenehme Mitreisende ihren Bubitopf wieder aus dem Fenster gestreckt und brachte ihren lustigen Struwelkopf zurück — nur eine Minute — dann walteten Spiegel, Kamm und Bürste wieder ihres Amtes.

Otto Michaeli / Abschied von den Illusionen.

(1901.)

Nun kommt die blütenlose Zeit.  
Die Schwalben rüsten schon mit Kraft  
Zum Flug. Auch du mach' dich bereit,  
Mein Herz, zur Wanderschaft!

Das Ziel ist fern und der Weg ist weit  
Und Sinn und Seele wund und weh.  
Nimm noch ein Scherflein Wegsgeleit  
Mit über des Lebens Seel

Einen Reiseheftyfennig reich' ich dir  
Aus meiner Erinnerung vollem Spind.  
Ich hab' ihn gesammelt dir und mir,  
Als ich noch war ein Kind.

Du labe dich dran, und trinke dich satt  
Zum letzten Mal an der Illusion,  
Die bisher dich gehoben hat,  
Wie bald zerstoßen schon!

Das Grün ist schön, das der Efeu webt  
Als Zier um unseren Lebensbaum.  
Ihm gleicht mein Hoffen, das heut noch lebt,  
Und meiner Jugend Traum.

Phantasterie versenkt dein Haus,  
Vergiftet Herz und Hirn und Sinn.  
Drum reiß' die Illusionen aus!  
Und nun, mein Schiff, fahr' hin!

Und die Borke des Baums ist rissig u. grau,  
Gefurcht von Regenschauer und Schnee.  
Ihr gleicht mein trübes Heute genau  
Und mein Herze wund und weh.

Und doch, dem Baume jung und stark  
Saugt jener Schmutz die Säfte aus  
Und stiehlt ihm Licht und Luft und Mark.  
Drum reiß' den Efeu aus!

Und herrlicher ist der Jugendtraum,  
Als was die wahre Welt uns heut,  
Und trauer der ärmlichste Kindertritt um  
Als unser nüchternes Heut.

Und dennoch schafft Vergangenheit  
Uns das Errungene arm und farg  
Und macht die gegenwärtige Zeit  
Uns widerwärtig-ara.

Ach, leichter als ein Hoffen alt  
Bezwingt und trägt sich alter Schmerz,  
Denn jenes ist eine Truggestalt,  
Doch dieser reißt das Herz.

Mar Bittlich / Kind Therese.

(Schluß.)

„Ueberlegen Sie, Feuerste!“ hörte Therese den Chevalier zur Freundin sprechen. „Ueber unermessliche Güter werden Sie verfügen. Was gäbe es, das der Königin in der Freude seines Herzens Ihnen weigern könnte? Sie wollen zaudern? Ihr Glück von sich schieben? Sie haben sich mit jemand versprochen, sagen Sie, mit diesem Henry Etienne? Mein Gott, ein netter Mensch, wie ein paar tausend andere auch! Was hätte er ohne Ihre zufällige Bekanntschaft getan? Ebenso gern anderen Orts zugegriffen. Da-

neben der Königin! Aus dem ganzen weiten Land drängt man sich zu ihm, läßt man sich ihm empfehlen. Jeder weibliche Vorzug neigt sich ihm. Und er? Er wendet sich ab von diesem Angebot. Er will nur das Ebenbild der Montmorency. Und vor solcher Ehre könnten Sie unschlüssig sein? Gehen Sie mit. Reiten Sie sich entschlossen vom Bergebrachten! Folgen Sie Ihrer unvergleichlichen Sonne. Morgen reite ich zur Jagd nach Schloß Blain. Wenn ich zurückkehre, erwarte ich Sie hier. Bedenken Sie auch

das; sträubten Sie sich noch lange, so würde des Königs Wort doch stärker sein. Sein Wille kann stählerne Hindernisse fortsetzen. Würden nicht sogar Ihre Eltern den weiteren Kampf ums Dasein gern aufgeben, wenn sie mit Ihnen über Nacht aufsteigen könnten zu sorgenfreiem Leben, zu einem Leben, da jeder Wunsch erfüllt ist, noch bevor er die Lippen verläßt? Greifen Sie zu, bevor von Zwang die Rede ist!"

Während der Chevalier so gewaltsam auf die aus Rand und Band geratene Anette Dubois eindrang, suchte Noquette mit dem „Kind“ zu scherzen, das ihr Thereses allein zu gewinnen, sie dem zweiten Gespräch zu entziehen.

„Der Tanz ist Ihre Leidenschaft, mein Kleines? O, da begegnen sich unsere Herzen. Farandole tanzen Sie? Aber natürlich, der Tanz der Provençalen — natürlich! Und wo tanzen Sie?“

„In unserem Hause an den Winterabenden. Anette kommt zu uns, und mein Bruder nimmt sich unserer an. Wir schwelgen wie im Himmel. Farandole!“

Sie sprach leise, langsam. Sie hatte ihren Grund dazu: ihr gedämpftes Gespräch sollte sich hinziehen, damit ihr von der Rede der beiden anderen nichts verloren ging.

„Ich verschaffe uns, sobald ich vom Jagdausflug hier wieder einkehre, einen Wagen, wenn Sie wollen!“ drängte der Chevalier.

„Sie scherzen! Wie könnte ich so rasch fliehen!“

„Lassen Sie Ihren Henry einer anderen! In Paris wird man Sie feuriger anbeten. Für Mittel, hier Beruhigung zu schaffen, lassen Sie mich sorgen. Ich garantiere Ihnen den Erfolg.“

Anette schlug die Hände vor das Gesicht. Ihr Körper zuckte.

Da sprang das „Kind“ jäh auf, stürzte sich an ihre Brust, kniete vor ihr nieder, weinte und brach mit schrillum Gelächter ab. Der Freundin und den Fremden fiel ein Grauen ins Herz.

„O, Sie brauchen Ihre Freundin Anette nicht zu verlieren, liebes Kind!“ suchte der Chevalier zu besänftigen, indem er die Hand auf den Scheitel der Kleinen legte. „Sobald Sie wollen, holen wir Sie zu Anette ab, führen Sie in ihr Sommerlosh, und Sie werden neben der Glücklichen tausend Wonnen auskosten, die Ihnen heute fern sind. Wenn uns Fräulein Dubois nach Paris folgt — und sie wird uns folgen — wollten Sie sich dann von Ihrer Freundin abwenden, weniger klug sein?“

„Ich komme Ihnen entgegen, sobald auch Sie Paris aufsuchen wollen!“ mischte sich Noquette ein. „Ich erwarte Sie in Melum im Hause meiner Eltern oder in Joigny bei meinem Bruder. Wie eine Prinzessin wollen wir Sie empfangen und bewirten. Schon jetzt, auf meiner Durchreise, sollen sich meine Guten auf Ihren Besuch freuen, wenn er auch noch in der Ferne liegt. Nichts lieber hören sie, als von der Absicht blühender Jugend, unter ihr Dach zu treten, Sonnenschein mitzubringen in die Trübsal der stillen Stadt. Sagen Sie zu, kleines Fräulein, um meiner vereinsamten Eltern willen!“

Therese sagte nicht ja und nicht nein. „Wie rette ich meinem Bruder die Braut?“ dachte sie. Weiter wußte sie nichts mehr.

Noquette zog das „Kind“ sanft zu sich, das nach kurzem starren Ueberlegen willensloser und nachgiebiger wurde, die Tränen trocken, sich Lust aufzählen ließ mit des Chevaliers Spitzen-Manschette. Auch sträubte sie sich nicht, als beim Abstieg von der Höhe der Arm des Hauptmanns sie führte. Still ließ sie sich das leichte Geplauder Noquettes gefallen, doch immer besorgt, keinen Laut des vor ihr schreitenden Paares zu verlieren. „Also auf Ehre, Feuerste: Anette Dubois wird mir bei meiner Durchreise sagen, ob sie freiwillig zu einer Hoffestlichkeit in Paris erscheinen will. Und ich will den König alsbald von Ihren Entschliessungen unterrichten.“

Anette nickte. Nur frei sein wollte sie, nur wieder ihr Haus betreten. Was nachher nötig sein würde, die Gefahren von sich abzuwenden, darüber mochten die nächsten Tage entscheiden. Sie und Henry Etienne, den man benachrichtigen mußte. Nur jetzt, in diesem Augenblick, los von den Fesseln!

So zwang sie sich, freundlich zu bleiben, kein Mißtrauen wachzurufen. Als man in der Dämmerung vor dem Gasthaus anlangte, konnten ihre Augen wie in braver Treuherzigkeit zu den Fremden aufblicken, während ihr Herz in Krämpfen lag.

„Ein Schluck Wein und einen Bissen dazu, und Sie sehen mich schon nach Joigny zurückreiten, kleiner Engel!“ redete Noquette auf Therese ein. „Der Dienst ruft.“ Er preßte seine Lippen auf die dünne Kinderhand. „Sagen Sie: auf Wiedersehen! So sagen Sie doch!“

„Auf Wiedersehen!“ hauchte Therese und blickte zu Boden.

„Herrlich!“ jubelte der Chevalier. „Auf Wiedersehen: wie himmlisch! So werden auch Sie uns später besuchen?“ Therese nickte.

„Hören Sie, Feuerste, Ihre kleine Freundin ist mutiger als Sie, als das Fräulein Anette Dubois! Aber weil ich weiß, wie Ihre letzte Entscheidung lauten wird, gebe ich Sie ganz nach Ihrem Wunsche heute schon frei. Nur eines müssen Sie mir gestatten: im Mondschein nochmals um Ihr Haus gehen, nach Ihrem Fenster blicken, morgen bei Sonnenaufgang Ihnen aus dem Sattel eintrüben meinen Abschied zuzurufen zu dürfen.“

Pierre Brillon meldete, er habe die Speisen aufgetragen. Auf dem Hof machte sich der Stallknecht schon mit dem Braunen des Hauptmanns zu schaffen.

„Auf Wiedersehen!“ rief Anette, lief winkend heimwärts und ließ sich durch keinen Ruf halten.

Während der Chevalier im Gasthaus die Kechle zu feuchten begann, führte Noquette die kleine Therese vor das Haus ihrer Eltern. „Fräulein Anette wird nun bald den König und damit Frankreich beglücken!“ versicherte er.

„Sie wissen es bestimmt?“

„Welche Frau sagt nein, wenn Herrlichkeiten wie im Märchen sich ihr zu Füßen legen? Ruhm und Glanz wird sie einbeiseln ohne Ende. Freuen Sie sich mit, Anette, liebes Kind!“

„Wahrhaftig? Anette —“

„— wird freiwillig kommen oder, wenn sie zaghaft werden sollte, geholt werden in ihr Paradies. Der Chevalier bringt dem König guten Bescheid.“

Da riß sich Therese los und flog wie von Furiem gejagt in ihr Zimmer, verschwand in den verlassenen Räumen ihres Bruders, um dann in voller Auflösung ihres Wesens im eigenen Stübchen zu landen.

Sie warf sich auf das Bett, lief abermals wie im Traum umher, riß das Fenster auf, um die frische Luft zu atmen. Was klänge zu ihr herüber durch die Stille des Dorfes? „Marguerite, fleur de valeur“. Kräftig und innig klänge die Männerstimme. Der Chevalier vor dem Pächterhause! Der Agent des Königs noch tätig, der Freundin den Rest kühler Besinnung zu rauben! „Mein Bruder Henry, du glaubst deinen Besitz gesichert und wirst bestohlen! Bier und Gewalt legen Schlingen, um dir zeitweilig das teuerste Gut zu nehmen. Wie wirst du unglücklich sein und bleiben, wenn die Würfel gefallen sind!“

Ihre Hände gehörten ihr kaum, als sie Licht holte, Briefe des Bruders hervorkramte. Gerührt las sie die an Schwester und Braut gerichteten Zeilen, die überschwenglichen Beteuerungen unwandelbarer Liebe, vernahm sie die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Wünsche. Seine sehnsüchtig bebende Stimme klangte sie laut im Ohr zu haben. Den Schrei der Enttäuschung, die schmerzgefällige Rede des Hingegangenen meinte sie aushalten zu müssen. Nein, nein, das durfte ja nicht Wahrheit werden; dem zermalmenden Rad mußte man sich sofort entgegenwerfen! Der Pariser Schlingentwiler, dieser Chevalier, durfte keinen günstigen Bescheid übermitteln. Er mußte — was mußte er?

Verstummen mußte er. Verstummen für immer.

Therese hastete mit leisem Schritt in das Zimmer des Bruders. „Das Kind“ griff in den Schrank. „Die kleine Etienne“ steckte die kleine blanke Waffe zu sich, alitt leicht die Treppe hinab und eilte leichtfüßig — o, sie war leicht wie ein Vogel! — durch den Garten zur menschenleeren Straße.

Da war sie neben dem Sänger und da verstummte seine Huldigung.

„Fräulein Therese?“ unterbrach er sich. „Was treibt Sie hierher? Ah — Sie suchen die unzertrennliche Busenfreundin, mein süßes Herzchen? Hören Sie nur, welch fröhlicher Lärm um Anette im Hause herrscht.“

Auch Therese lauschte. Sie erkannte die Stimmen.

„Der Bürgermeister!“ sagte sie. „Und der Notar nebst Frau. Und jetzt — Anette selbst. Sie singt vor den Gästen — hören Sie nur. Schön singt Anette. Sie singt schön.“

„Auch Sie wollen ihre Gesellschaft aufsuchen?“

Therese Etienne biß die Zähne zusammen. Sie dachte: „Anette hat Gäste um sich, angenehme Gäste. Gut so, daß sie beobachtet ist!“ Und das „Kind“ suchte die ungehorsamen Gliedmaßen zur Festigkeit zu zwingen. Stumm verharrte sie neben dem Chevalier; stumm bildete sie den prüfenden, satanisch scharfen Blick. Stumm auch ließ sie sich durch die Gassen führen, durch Gestrüpp, zur leuchtenden Bank an einem raschelnden Wäldchen.

Nur sanften Widerstand setzte sie dem Mann entgegen, der sie neben sich auf den Sitz niederzwang, sie mit ebener Kraft an sich riß, ihren feinen, schmalen, kühlen Mund küßte, das Weib aufzusuchen trachtete mit der Ueberlegenheit des abgefeimten Gemüthlings, Gift auszugießen suchte in Blut und Herz.

Therese dachte: „Mein Bruder! Was wird aus meinem Bruder? Wenn sie ihm die Braut rauben, bleibt er der bedauernswertesten, unglücklichsten Mensch!“

„Ich schenke Ihnen mein ganzes volles Herz!“ schmeichelte Chevalier von Duffy. „Hier, nehmen Sie — fühlen Sie, wie wild es für meine kleine Freundin schlägt!“ Und er riß die Kleider auf.

Ein Spak, diesen unerfahrenen Grasaffen nicht zur letzten Tollheit zu bringen!

„Mein Bruder — mein armer, armer Bruder!“ dachte Therese. „Und dieser Mensch will ihn berauben.“

Und dann legte sich ein dünner Arm um den rasenden Chevalier und eine feine und doch entschlossene, feste Hand stieß zu, merkte, wie sich der Körper plötzlich emporreckte, um ebenso plötzlich zusammenzusinken, und starke in verblühende Augen.

Und wieder schwebte ein federnder, schwächerer Körper durch Gasse, Garten und Haus in das einsame Stübchen.

Therese schloß die Augen, küßte Tränen, ruhte in Selbstvergessenheit. Sie erkannte das fröhliche Gesicht des Bruders am Tag des Wiedersehens, lachte mit ihm und mit der in seine Arme eilenden Braut. Ja, „das Kind“ küßte bereits beide leidenschaftlich am Vorgesicht der Stunde allgemeiner Freude.